

L'HOMME Z.F.G. SEIT 1990 RELIGION  
ERNÄHRUNG INTELLEKTUELLE KRIEG  
BÜRGERRECHTEN DER FREIENWIRT OFFENES HEFT  
KÖRPER FÜRSORGE HANDEL INTERDISZI-  
PLINARITÄT TAUSENDUNDEINE GESCHICHTEN  
AUS ÖSTERREICH GEWALT VORSTELLUNGEN  
HÖRISCHE WELT UNZUCHT HEIMARBEIT  
CITIZENSHIP GLÜCK NORMALE ARBEITSTAGE  
DAS GESCHLECHT DER EUROPA SOLDATEN  
HELDINNEN? DIE LIEBE DER GESCHWISTER  
GESCHLECHTERBÄTTEN EHEGESCHICHTEN  
LEBEN TEXTEN POSTKOMMUNISMEN AUF DER  
FLUCHT ÜBERGÄNGE OST-WEST-FEMINISMEN  
WHITENESS ALTER(N) MEDITERRANE MÄRKTE  
GESCHLECHTERGESCHICHTE  
GEGENWÄRTIG SICH SORGEN-CARE KRISEN  
DER MÄNNLICHKEIT? NAMEN GENDER & 1968  
PROSTITUTION BLUT, MILCH UND DNA SEITENSTÜFT  
GELD-SUBJEKTE SPIELTAKEL GESCHLECHTER-  
GESCHICHTE GLOBAL ROMANTISCHE LIEBE  
AUTOBIOGRAPHIE HEIRATEN NACH ÜBERSEE  
ZEITENSCHWELLEN

*Festrede*

## **Ein Vierteljahrhundert „L’HOMME“ – Aufbruch aus und Ankommen in der Allgemeinen Geschichte**

Ute Frevert (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin)

2014 war ein fulminantes Erinnerungsjahr, geradezu ein Marathon der Gedächtnistage. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs vor hundert Jahren hat Europa, vor allem seinen westlichen Teil, in Atem gehalten. In Deutschland und Polen hat man sich darüber hinaus intensiv mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs beschäftigt, der sich am 1. September zum 75. Mal jährte. Und dann ging, besonders in Berlin und Leipzig, der Countdown zum 9. November los, dem Tag, als vor 25 Jahren die Mauer fiel.

Und jetzt in Wien feiern wir ein weiteres Jubiläum: eines, das nicht ganz so weltbewegend ist wie der Beginn zweier Weltkriege oder das Ende der Ost-West-Teilung Europas, aber das in der historischen Zunft gleichwohl ein Signal gesetzt und eine Zäsur markiert hat. Als solches ist es nicht nur denen in Erinnerung, die damals dabei waren und die das Projekt seit 25 Jahren betreiben und unterstützen. Es wird, die Prognose sei gewagt, auch von künftigen WissenschaftshistorikerInnen, die sich mit der Geschichte der historischen Profession und ihrer Institutionen beschäftigen, als denkwürdiges Datum erinnert werden.

Vor 25 Jahren startete das Projekt „L’HOMME“ mit dem Ziel, eine „Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft“ zu begründen. Im Dezember 1990 erschien das erste Heft „Religion“, verantwortet von dem bewährten Team Christa Hämmerle und Edith Saurer. Christa ist heute hier – und sie ist nach wie vor, sie verzeihe mir das unweibliche Bild, eine tragende Säule der Zeitschrift, als Leiterin der Redaktion und der jährlichen Herausgeberinnen-Treffen. Edith starb, viel zu früh, 2011; noch ein Jahr vor ihrem Tod gab sie, gemeinsam mit Caroline Arni, im 21. Jahrgang das Heft „Blut, Milch und DNA“ heraus. Wie gern hätte sie heute das 25. Jubiläum ihrer Zeitschrift mitgefeiert – wie stolz wäre sie gewesen, wie begeistert hätte sie nachher mit uns das Tanzbein geschwungen.

Gründe, stolz zu sein, gibt es im Überfluss – für Edith, für ihre Mitstreiterinnen, für diejenigen, die das Projekt aus der Taufe gehoben und begleitet haben, letztlich für uns alle, die wir uns mit dem Konzept einer feministischen Geschichtswissenschaft identifizieren. Aber auch diejenigen, die das nicht tun, können stolz sein: die Universität Wien zum Beispiel, an der die Zeitschrift bzw. ihre Redaktion angesiedelt sind und mit der das Projekt auch überregional verbunden wird. Oder die KollegInnen des hiesigen Instituts für Geschichte, die sich am Erfolg mitfreuen dürfen, weil er ein helles Licht auch auf sie selber wirft. Und letztlich die gesamte deutschsprachige Geschichtswissenschaft – wenn nicht gar die seit 2004 im Untertitel adressierte europäische (die sich auf beeindruckende Weise im Herausgeberinnenkreis repräsentiert findet – wobei vor allem die Präsenz ost- und ostmitteleuropäischer Historikerinnen hervorsteht, ein Alleinstellungsmerkmal in bester Habsburger Tradition). Kurzum: Freuen kann und soll sich die gesamte Geschichtswissenschaft, weil die Zeitschrift ihr in den mittlerweile 49 Heften eine Fülle von Themen und Thesen beschert hat, die sie intellektuell bereichern und herausfordern.



Ich möchte – nach so viel Stolz – eine kurze Rückschau halten und das Projekt „L’HOMME“ in einen breiteren Kontext stellen: in den des feministischen Aufbruchs, der seit den 1970er Jahren im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus zu beobachten war. Und ich möchte das mit zwei Fragen verbinden: mit der Frage, welchen Platz „L’HOMME“ in diesem Aufbruch innehat, und mit der Frage, welchen Platz die Zeitschrift und das, wofür sie steht, in der sogenannten Allgemeinen Geschichte einnimmt.

Beginnen wir mit der ersten Frage: Wann war 1989 (als die Vorarbeiten für die Zeitschrift begannen)? Eine Antwort: fünf Jahre nach dem Wiener Historikerinnentreffen mit rund 600 Teilnehmenden (an das ich allerbeste Erinnerungen habe; Ute Daniel, Claudia Huerkamp und ich haben damals dankbar die Gastfreundschaft von Sepp Ehmer und seiner Frau Riki genossen). Eine andere Antwort: elf Jahre nach dem ersten Historikerinnentreffen (in Berlin) und dreizehn Jahre nach der ersten Sommeruniversität für Frauen, die ebenfalls im Berliner Westen stattfand und auf der Historikerinnen bereits eine wichtige Rolle spielten. Eine dritte Antwort: dreizehn Jahre nach dem Erscheinen von Karin Hausens Text zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere – vermutlich der meistzitierte deutschsprachige Aufsatz zur Frauen- und Geschlechtergeschichte ever.

Es gab also schon etwas Vorzeigbares, nach den ersten suchenden Bewegungen der späten 60er und frühen 70er Jahre. Der Feminismus und die Feministinnen waren in die Universitäten eingezogen, in Form von Frauentagungen und Frauenseminaren, und mit dem Ruf nach Frauenforschung – wobei über die Differenz von Frauenforschung und feministischer Forschung heftige Gefechte ausgetragen wurden. Feministische Forschung, das war sicher der kämpferischere Begriff, auch der umfassendere, radikalere. Denn Feminismus machte ja nicht bei den Frauen halt, er ging allenfalls von ihnen aus. Feminismus bedeutete eine kritische Haltung in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse, kritisch vor allem gegenüber den Herrschafts- und Dominanzbeziehungen zwischen Frauen und Männern. Frauenforschung war dies alles auch, aber doch enger gefasst, konzentriert eben auf Forschung über Frauen – und ich sage hier bewusst nicht: „nur“ über Frauen, denn Frauen, das haben wir oft und richtig gesagt, sind die Hälfte der Menschheit.

In der Rückschau hat sich damals, in den 1970er und 1980er Jahren, eher das Label „Frauenforschung“ (analog zu den angelsächsischen women's studies) durchgesetzt. Nachdem die „historische Frauenforschung“ oder, kurz, Frauengeschichte zunächst von der Zunft (vulgo Allgemeinen Geschichte) als Kampfbegriff wahrgenommen und scharf attackiert worden ist, schien sie dann doch akzeptabler als alles, was unter dem Etikett Feminismus daherkam. Das zeigt sich auch in der Denomination der ersten Lehrstühle bzw. Professuren auf diesem Gebiet. Die Freie Universität Berlin schrieb 1989 eine Professur für Historische Frauenforschung aus. Mit gutem Beispiel vorangegangen war die Universität Bielefeld, nachdem sich Studentinnen und Doktorandinnen jahrelang dafür eingesetzt hatten. Ein Lehrstuhl für feministische Geschichtsforschung wäre nicht durchsetzbar gewesen, aber mit

Frauengeschichte konnten sich die männlichen Professoren arrangieren. Am Ende hieß dann die von Gisela Bock 1989 besetzte Stelle schließlich doch noch ganz anders – nämlich „Sozialgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen“.

In dieser Denomination steckte erstens das Bemühen, Frauengeschichte eng an das Fach als Gesamtheit zu binden (wobei Sozialgeschichte die übergeordnete Kategorie war und die Geschlechterbeziehungen die untergeordnete). Darin mag man eine disziplinierende Absicht wittern; man könnte es aber auch dahingehend interpretieren, dass an der Einheit der Geschichtswissenschaft festgehalten und der ‚Allgemeinen Geschichte‘ lediglich besondere Perspektiven unterlegt wurden, das wäre dann Inklusion statt Exklusion. Auf Inklusion gebürstet waren, zweitens, auch die „Geschlechterbeziehungen“ (aus denen alsbald die „Geschlechtergeschichte“ wurde): Es geht also nicht „nur“ um Frauen und ihre Lebenswelten, sondern es geht um die Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Ich komme gleich noch einmal auf diesen Punkt zurück – hier reicht die Erinnerung, dass heute alle Professuren in diesem Bereich die „Geschlechtergeschichte“ im Namen tragen. So hatte es bereits 1992 Edith Saurer gehalten, als sie zur ordentlichen Professorin für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechtergeschichte ernannt wurde.

Wir sehen also: Es tat sich einiges um das Jahr 1989, unter dem Stichwort: Frauen auf dem Marsch in die Institutionen, oder besser: auf dem Weg zur Institutionalisierung. Wir kennen das aus der Wissenschaftsforschung: Will sich eine bestimmte Disziplin, ein Ansatz, ein Paradigma etablieren, tun sie gut daran, sich regelmäßige Foren, sichtbare Formen und dauerhafte Formate zuzulegen. Dazu gehören Lehrstühle mit entsprechenden Denominationen, Institute oder Zentren, eine Dachorganisation mit Lobbying-Aktivitäten, Publikationsreihen und, last but not least, Zeitschriften. Così fan tutte, so machten es alle, von „Geschichte und Gesellschaft“, die 1975 als „Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ gegründet wurde und die Durchsetzung der Sozialgeschichte entscheidend gefördert hat, bis zur „Historischen Anthropologie“ von 1993. Heute läuft das im Online-Modus weiter, viele der neuen Zeitschriften – von „Passions in Context“ bis zu „Body Politics“ – erscheinen nur noch in digitaler Form.

Was aus der Sicht der Wissenschafts- und Professionalisierungsforschung ein ganz normaler Schritt ist, stellte sich aus Sicht der damals unmittelbar Beteiligten wie ein großer Schritt ins Ungewisse dar. Mit der Institutionalisierung kommen Verbindlichkeiten: Jedes Jahr wollen

zwei Hefte produziert werden, x eingesandte Artikel stehen zur Begutachtung an, manche will man gezielt lancieren und einwerben, andere sich lieber vom Leib halten. Die Arbeit, die in einer solchen Zeitschrift steckt, kann nur jemand ermessen, der selber in diesem Business unterwegs ist. Und selbst dann, wenn sie sich auf mehrere Schultern in einem großen Herausgeberinnenkreis verteilt, sind es am Ende doch immer die wenigen vor Ort, an denen die meiste Arbeit kleben bleibt. Das Redaktionsteam hier in Wien wird ein Lied davon singen können, und auch von den restriktiven finanziellen Bedingungen, unter denen es arbeiten muss.

Umso großartiger ist es, dass seit 1990 zweimal im Jahr ein „L'HOMME“-Heft auf unseren Schreibtischen liegt. Fast immer sind es Themenhefte, und deren Vielfalt spricht Bände: von Religion (im ersten Heft 1990) über Ernährung, Intellektuelle, Körper, Fürsorge, Minderheiten, Krieg, Handel, Gewalt, Citizenship, Whiteness bis zum Glück, der Mitgift, dem Umgang mit Geld und dem Heiraten nach Übersee reicht das Spektrum. Zwischendrin finden sich immer wieder Hefte des Innehaltens, der methodisch-theoretischen Reflexion: Über Interdisziplinarität wird nachgedacht, aber auch über alte und neue Geschlechterdebatten und das Verhältnis von Global- und Geschlechtergeschichte. Der feministischen Geschichtswissenschaft, so könnte das Fazit lauten, ist nichts fremd: weder die romantische Liebe noch die Zeitschwelle, weder der normale Arbeitstag noch die höfische Welt, weder das Spektakel noch die Unzucht.

Den Schwerpunkt bilden Themen, die einen kulturgeschichtlichen Bias haben. Daneben sind auch Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gut vertreten. Was weitgehend fehlt, ist die klassische Politikgeschichte, und das mag schon etwas verwundern. Sollte es in ihr wirklich nichts geben, was die feministische Analyse und Nachfrage lohnt? Oder ist das, was auf dem Feld der politischen Kommunikation und Entscheidung abläuft, für an Geschlechtermacht interessierte Historikerinnen nicht interessant und wichtig? Schließlich kann man auch nicht behaupten, die Politikgeschichte sei verzopftes, innovationsfeindliches Terrain; in den letzten zehn Jahren ist auch hier ein frischer Wind eingezogen, und selbst die Internationalen Beziehungen oder das, was ins Ressort Außenpolitik fällt, werden heute spannender und multiperspektivischer erforscht als anno dazumal. Hier liegt, denke ich, gerade für die feministische Geschichtswissenschaft ein noch ungehobener Schatz.

Ich möchte noch einmal zurückkehren zu unserem historischen Ausgangsdatum, 1989. Und darauf aufmerksam machen, dass das, was hier in Wien seinen Anfang nahm, offenbar in der Luft lag. Im gleichen Jahr wird „Gender and History“ gegründet, eine britische Zeitschrift, die sich heute auf ihrer Website als „the major international journal for research and writing on the history of gender relations, sexuality, and the semiotics of gender in a wide geographical and chronological scope“ präsentiert. Mit der Entscheidung für „gender“ statt „women“ oder „Feminismus“ schlägt die neue Zeitschrift sich auf die Seite derer, die in der Frauengeschichte oder historischen Frauenforschung eine Verengung des Forschungsblicks sehen. Wie Joan Scott in ihrem mittlerweile klassischen Artikel von 1986 deutlich gemacht hat, geht es „gender history“ dezidiert nicht um eine Ergänzungsperspektive zur Allgemeinen Geschichte, sondern um deren grundlegende Revision und kritische Befragung. Statt Frauen dem ‚Allgemeinen‘ hinzuzufügen oder zu subsumieren, soll das angeblich Allgemeine selber dekonstruiert werden. Als Nebeneffekt werden damit auch Männer, als angebliche Sachwalter jenes Allgemeinen, „gegendert“, d.h. auf ihre Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht hin untersucht. Zugleich aber wird die Geschlechterkategorie erkenntnistheoretisch neu gefasst und positioniert. Sie dient jetzt, ganz ähnlich wie der feministische Blick, zur Identifizierung weiblicher und männlicher Zuschreibungen, über die konkreten Subjekte hinweg und durch sie hindurch.

Ich kann mich gut daran erinnern, welche Kulturkämpfe wir damals um die Frage Frauen- versus Geschlechtergeschichte ausgetragen haben. Der feministische Stachel war bei der Frauengeschichte spitzer und sichtbarer, und die Befürchtung war groß, ihn in der Geschlechtergeschichte zu verlieren. Dazu trug die Reaktion vieler männlicher Kollegen nicht unwesentlich bei. Hans-Ulrich Wehler drückte mir damals den Scott-Artikel halb triumphierend, halb anklagend in die Hand mit der Bemerkung: „So jemanden müssten wir hier berufen!“ Nicht zuletzt deshalb, um sich der befürchteten Weichspülung zu widersetzen, hieß der erste dauerhafte Zusammenschluss feministischer Historikerinnen in Deutschland 1990 denn auch „Arbeitskreis Historische Frauenforschung“, ebenso wie sich die Internationale Dachorganisation „International Federation of Research in Women’s History“ nennt. Der Arbeitskreis (mittlerweile Verein) hat die Geschlechterforschung übrigens später hinzugefügt, ebenso, wie erwähnt, wie die Inhaberinnen der entsprechenden Professuren und Lehrstühle. Und ebenso wie die französischen Zeitschriften, die sich diesem Programm verschrieben: „Clio“, 1995 gegründet, hieß zunächst im Untertitel „Histoire, Femmes et Société“, was sich 2013 in „Femmes, Genre, Histoire“ änderte; die seit 1999 erscheinende

sozialwissenschaftliche Zeitschrift „Travail, Genre et Sociétés“ hat sich gleich auf die neue Semantik eingelassen.

Und wo steht bzw. stand „L’HOMME“ in diesem Kulturkampf? Ich kann nur vermuten, dass die Gründerinnen der Zeitschrift die Absicht hatten, ihn auf elegante Weise zu umgehen. Denn sie haben weder das eine noch das andere Etikett gewählt. Stattdessen haben sie sich zum Feminismus bekannt, d.h. eine Parteilichkeit oder, sagen wir es unideologischer, einen Blickwinkel für sich in Anspruch genommen, aus dem sie die Geschichte, deren Ereignisse, Strukturen und AkteurInnen, betrachten wollten. Das war klug gedacht und hat sich bewährt. Aber zugleich fordert es auch dazu auf, das Adjektiv „feministisch“ immer wieder neu zu durchdenken. Ist feministische Geschichtswissenschaft heute noch die gleiche wie vor 25 Jahren? Lässt sie sich nach wie vor unter die damals von Herta Nagl formulierte Definition subsumieren, wonach all das feministisch zu nennen sei, was „der Diskriminierung der Frau in den verschiedenen Lebensbereichen ein Ende“ setzen will? Haben sich Diskriminierungen und die Reaktionen darauf nicht verändert, mit neuen Generationen, neuen Herausforderungen, neuen Konfliktlinien? Feminismus – das ist, seit dem späten 19. Jahrhundert, nicht nur eine Hinwendung zu „women’s voices“ oder zu Virginia Woolfs berühmtem „Room of One’s Own“. Feminismus ist auch ein politisches Aktionsprogramm bzw. mehrere. Zu meiner Zeit – ich meine die 1970er Jahre – unterschied man den alten und den neuen Feminismus; heute sind neuere und neueste Feminismen hinzugekommen, die sich mit sehr verschiedenen Lebenserfahrungen und Erwartungen verknüpfen.

Feminismus steht ja nicht zuletzt auch für eine Verbindung von Bewegung und Forschung, von inner- und außeruniversitärer Aktivität. Jene Verbindung war in den 70er und 80er Jahren mit Händen zu greifen, heute ist das viel poröser geworden, und eine feministische Bewegung vermag ich kaum noch zu erkennen, selbst wenn Alice Schwarzer die lila Fahne weiterhin hochhält.

Mit der Entscheidung für den Feminismus als Basisbestimmung hat sich „L’HOMME“ deshalb neben Vorteilen auch Probleme eingehandelt. Vorteilhaft war sicher die Überwindung der Dualität von Frauen- und Geschlechtergeschichte, außerdem die Aufforderung, immer wieder über den Inhalt des Feministischen in der Geschichtswissenschaft nachzudenken, ihn nicht als gegeben zu akzeptieren. So etwas hält lebendig. Nachteilig aber kann der Begriff dann sein, wenn sich die politischen Bezüge eines solchen Nachdenkens verkrümmeln und

wenn aus einem ursprünglich politischen Stachel ein vorwiegend akademisches Unterfangen wird. Nachteilig wird er auch dann, wenn er bei jüngeren Historikerinnen nicht mehr verfährt, wenn sie nichts mehr damit anzufangen wissen bzw. ihn mit Zielen, Motiven und Formen verbinden, die ihnen wenig bedeuten oder von denen sie sich distanzieren. Ob das tatsächlich der Fall ist, will ich hier nicht beschwören. Gleichwohl spricht einiges dafür, dass wie alles andere auch der Feminismus seine Zeit hat. Ebenso wie sich der alte Feminismus um 1900 mit der jüngeren Generation schwer tat, sehe ich auch für den neuen Feminismus meiner frühen Jahre Nachfolge- und Kommunikationsprobleme.

Dabei waren die Rekrutierungsbedingungen nie so gut wie heute. Wir alle wissen, wie wichtig Vorbilder sind, role models. Und wie schwer es in den 1970er Jahren war, sich Frauen in der Geschichtswissenschaft vorzustellen – als Subjekte mehr noch denn als Objekte der Forschung und Lehre. Die Zunft war komplett männlich, von einigen wenigen Professorinnen abgesehen, die aber oft so verhärtet waren, dass sie Studentinnen eher blockierten als förderten. Als ich 1971 anfang zu studieren, gab es in der Bundesrepublik insgesamt 200 Geschichtswissenschaftler, darunter sieben Frauen. Ich kannte keine einzige. Karin Hausen erhielt ihre Professur an der FU Berlin 1978, Heide Wunder in Kassel ein Jahr früher. Das waren die beiden, die es nicht nur in den professoralen Lehrkörper geschafft hatten, sondern die sich darüber hinaus auch für Frauengeschichte interessierten, Lehrveranstaltungen dazu anboten, Aufsätze und Bücher publizierten, Tagungen und Kolloquien organisierten und Studentinnen und Doktorandinnen auf diese Weise ein Forum des Austauschs und der Kritik gaben.

Und wo stehen wir heute? In Deutschland gab es 2013 752 Geschichtswissenschaftler, davon 225 Frauen. Das sind 30 Prozent. In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat sich damit die Chance der Geschichtsstudierenden, von einer Professorin unterrichtet zu werden, massiv erhöht. Noch 1990 zählte man nur 33 Professorinnen, die einen Anteil von 5,5 % hielten; 2000 lag er bei 11,3 Prozent – und heute, wie gesagt, fast bei einem Drittel. Das scheint in Österreich ähnlich zu sein: An der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien lag der Frauenanteil an den Professuren 2005 bei knapp 18 Prozent und hat sich bis 2013 um weitere elf Prozentpunkte erhöht.

Parallel zu dieser Entwicklung in der Professorenschaft hat sich auch der Anteil der Frauen an den Studierenden der Geschichte deutlich vergrößert: 1970 studierten knapp 1.900 junge

Frauen in der Bundesrepublik dieses Fach und stellten damals knapp ein Drittel aller Geschichtsstudenten. 2013 sind es über 20.000, oder 45,6 Prozent der Gesamtzahl.

Auch wenn sich nicht alle Studentinnen zu Professorinnen mausern – und das ja auch weder wollen noch können –, stehen doch die Chancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs nicht schlecht. Noch nie gab es so viele Doktorandenprogramme wie heute, und Frauen sind dort sehr gut vertreten. Eine Momentaufnahme vom Göttinger Historikertag im September 2014: Hier stellten auf dem Doktorandenforum insgesamt 41 NachwuchshistorikerInnen ihre Arbeiten vor, darunter 27 Frauen, macht 54 Prozent. Außerhalb des Doktorandenforums waren Frauen mit fast einem Drittel an den Vorträgen, Kommentaren, Moderationen und Leitungen der verschiedenen Sektionen beteiligt.

Das stimmt optimistisch – wenn auch nach wie vor, und darauf hat Lyndal Roper in ihrem Göttinger Abendvortrag hingewiesen, das öffentliche Bild der Geschichtswissenschaft vor allem durch ihre männlichen Vertreter geprägt wird. Man kann auch sagen: je mächtiger und bekannter, desto männlicher (und umgekehrt). Auch das spiegelte sich im Programm des Historikertages: Von denjenigen HistorikerInnen, die dort mehrfach in Erscheinung traten, war nur jeder vierte eine Frau. Hier liegt noch einiges vor uns – sofern wir am „rat race“ teilnehmen und uns nicht vornehm-weiblich zurückhalten wollen. Eine solche Haltung der Distanz hat sicher Vorteile, aber eben auch – in punkto Sichtbarkeit, Einfluss und Ausstrahlung – gravierende Nachteile.

Was heißt das nun aber, letzte Frage, für eine feministische Geschichtswissenschaft und für das Projekt „L'HOMME“? Die Antwort fällt zweischneidig aus: Zum einen bedeutet die Tatsache, dass heute sehr viel mehr Frauen in der akademischen Welt Fuß gefasst haben als noch vor zwanzig oder gar vierzig Jahren, dass ein feministisches Ziel wenn nicht erreicht, so doch sehr viel näher gerückt ist. 1977 lautete die Parole auf der Berliner Frauenuniversität: „Die Hälfte aller qualifizierten Arbeitsplätze für Frauen“, und selbstverständlich hatten wir da nicht zuletzt die privilegierten Arbeitsplätze an den Universitäten im Blick. Dort sind wir mittlerweile gelandet, wenn noch nicht zur Hälfte, so doch zu einem knappen Drittel – auch wenn manche klagen, dass die Arbeit an der Universität heute längst nicht mehr so privilegiert sei wie 1977. Doch das träfe dann die Männer genauso.

Zum anderen aber bedeutete Feminismus damals ja nicht nur, Frauen die Hälfte der Erwerbsarbeit zu geben. Er bedeutete auch, diese Arbeit besser, humaner, menschenfreundlicher, gerechter zu gestalten – und das nicht nur in der akademischen Welt, sondern in der Weltgesellschaft insgesamt. Ob wir mit dieser Zielvorgabe erfolgreich gewesen sind, mag man bezweifeln.

Auch was das Ankommen in der Allgemeinen Geschichte betrifft, sieht die Lage eher mau aus. Ein „gender mainstreaming“ hat sich weder in der Lehre noch in der geschichtswissenschaftlichen Forschung durchgesetzt. Ein Beleg unter vielen findet sich in den Inhaltsverzeichnissen entsprechender Fachjournale aus dem Jahr 2013. Das „Journal of Modern European History“ führt keinen einzigen Artikel auf, in dem „gender“ als Analysekriterium mitgedacht wird; in „Geschichte und Gesellschaft“ gibt es einen Nachruf auf Gerda Lerner und einen Text über Sexualität und Antisemitismus. Besser steht die „Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ da, die insgesamt drei Artikel veröffentlicht hat – wer weiß, vielleicht hat hier die räumliche Nähe zu „L'HOMME“ ansteckend gewirkt?

Das alles kann man kritisieren und bedauern. Aber man muss zugleich zur Kenntnis nehmen, dass es eine Allgemeine Geschichte, in der man „ankommen“ könnte, heute kaum noch gibt. Denn sie hat sich mittlerweile in alle Richtungen und Bindestriche hin aufgebläht bzw. aufgespalten. Angesichts dieser Entwicklung war es, nach anfänglichem Krachen im Gebälk, letztlich nicht schwer, auch der Geschlechtergeschichte einen Platz im großen Haus zu sichern. Sie hat jetzt „a room of her own“ – aber eben einen, der, wie alle anderen Räume auch, relativ abgeschlossen ist und wenig Kommunikation nach außen pflegt. Das ist, könnte man sagen, der Preis der Diversifikation – manche nennen es, kritischer, den Zirkus der Beliebigkeiten, die sich auch in der ehemals sehr viel stromlinigeren und hegemonialen Geschichtswissenschaft eingenistet haben.

Umso wichtiger ist und bleibt es, in „L'HOMME“ einen Leuchtturm zu haben, der weit in andere Räume und Etagen des Geschichts-Hauses ausstrahlt und der immer wieder Anstrengungen unternimmt, sie miteinander zu verbinden. Dass es dabei noch unterbelichtete Areale gibt, ist ein Ansporn – ebenso wie die durchgängige Reflexion darauf, was denn feministische Wissenschaft im Zeitalter der Intersektionalität leisten kann und soll. In diesem Sinn: Auf die nächsten 25 Jahre!